

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 55 (1975-1976)  
**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Das Buch

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Buch

## JUGEND UND POLITIK

### *Untersuchungen über die Schweizer Jugend*

Vor ziemlich genau zehn Jahren hat *Georg Paloczi-Horvath* in seinem Dokumentarbericht «Jugend, Schicksal der Welt»<sup>1</sup> noch für sein Anliegen werben müssen: «Daher muss ein Bericht über die Gegenwart und die Zukunft der Kinder und Jugendlichen der Welt die heutige Lage der Menschheit als Ganzes wenigstens kurz berühren» (S. 21).

«Die Jugend» hat sich seither mit gebührender Lautstärke selbst zu Worte gemeldet; das Jahr 1968 war wohl der Höhepunkt dieser Turbulenzen. Nicht nur die Massenmedien haben sich dieses Stoffes dankbar bemächtigt; die Literatur über «das Jugendproblem» hat unübersehbare Ausmasse angenommen<sup>2</sup>. Die Erwachsenenwelt, früher unzufrieden mit der «politischen Apathie der Jungen», ist aufgeschreckt und irritiert. Allzu ungewohnt erschienen die Manifestationen jugendlicher politischer Aktivität.

Auch in der Schweiz schickten sich bedeutende Persönlichkeiten an, das Jugendproblem zu erfassen und auszuloten. Im Auftrag des Eidgenössischen Departementes des Inneren verfasste eine *Studiengruppe* unter dem Vorsitz von Nationalrat *Gut* «Überlegungen und Vorschläge zu einer schweizerischen Jugendpolitik»<sup>3</sup>.

In der von den «Globus-Krawallen» besonders aufgewühlten Stadt Zürich setzte der Stadtrat eine externe Studienkommission für Jugendfragen ein. Diese

gab insgesamt vier Instituten der Universität Zürich eine interdisziplinäre Untersuchung in Auftrag.

### *«Zur Unrast der Jugend»*

Der erste dieser Forschungsberichte liegt nunmehr vor: Es ist die Studie der Soziologen *Robert Blancpain* und *Erich Häuselmann* «Zur Unrast der Jugend»<sup>4</sup>, eingeleitet durch ein kurzes, pointiertes Vorwort von *Peter Heintz*.

Die beiden Autoren haben ihren Auftrag mit dem Instrumentarium der empirischen Sozialforschung bewältigt. Diese Bemerkung könnte Schrecken erregen: Welcher Nicht-Soziologe hat nicht schon bei der Lektüre soziologischer Fachliteratur vor den Hürden der Fachterminologie kapituliert und resigniert auf die im Buchtitel versprochene Erleuchtung verzichtet? Hier darf der Leser beruhigt werden: Die beiden Autoren bemühen sich bis an die Grenzen des Möglichen um Verständlichkeit und Lesbarkeit, sie definieren die unumgänglichen Fachtermini exakt und mit didaktischem Geschick, und, besondere Aufmerksamkeit für den Leser, jedes Kapitel schliesst mit einer prägnanten und leicht verstehbaren Zusammenfassung. Die Fachleute – zu denen sich der Rezensent nicht zählen darf – werden sich mit um so grösserem Interesse in die Tabellen und Schemata vertiefen,

aus denen freilich auch der Laie mit etwas Geduld höchst anregende Erkenntnisse ziehen kann.

Die Untersuchung basiert auf einer Querschnittsanalyse, die anfangs 1971 im Kanton Zürich mit 1800 Befragten im Alter von 15 bis 25 Jahren und 400 Befragten mit 25 bis 30 Jahren in der Hauptstichprobe sowie 500 Befragten im Alter von 45 bis 60 Jahren in der Kontrollstichprobe erhoben wurde. Die Ausschöpfungsquote von 66,8% darf gewiss als sehr ansehnlich bezeichnet werden.

«Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind die politischen Aspekte jugendlicher Unrast.» Dieser Satz leitet die Studie ein und umreisst ihr Programm. Was heisst nun «Jugend»? Die Autoren bemühen sich um eine plausible Definition dieses vielstrapazierten Begriffes. Während frühere Gesellschaftsformen nur den direkten Sprung von der Kindheit ins Erwachsenenalter kannten, ergibt sich in unserer Epoche durch die «zeitliche Distanz zwischen physiologischer und sozialer Reife im Lebenslauf des Individuums» die Phase der Jugend als eine «historisch neue Erscheinung» (S. 20).

Den Jugendlichen wird diese Phase nicht leicht gemacht: Die traditionellen Sozialisierungsinstanzen Familie, Schule und Nachbarschaft erfüllen ihre Aufgabe mit abnehmendem Selbstbewusstsein und schwindendem Erfolg, sie werden zudem konkurreniert von neuen Sozialisierungsinstanzen wie Massenmedien (inklusive Werbung) und Gleichaltrigengruppen. Wertwandel und Normenverlust innerhalb der Erwachsenengesellschaft lassen den Jugendlichen ohne Orientierungshilfen. Die Grenzen der Leistungs- und Konsumgesellschaft sind nur zu gut erkenn-

bar, ohne dass einleuchtende Alternativen zur Verfügung stünden. Vor allem aber ist die Jugend kein «Schonraum»; in dieser Phase wird der Jugendliche innerhalb der sozialen Rangordnung plaziert. «Mit dem Ende der Jugendphase ist der künftige soziale Rang an nähernd festgelegt» (S. 59).

Die Autoren unterscheiden sinnvollerweise zwischen «Jugendlichen» und durch Heirat und Erwerbstätigkeit bereits integrierten «jungen Erwachsenen». Es wird an vielen Stellen nachgewiesen, dass die Integration durch Familiengründung und Eintritt ins Erwerbsleben politische Haltung und Lebensstil stärker beeinflussen als das numerische Lebensalter. Daraus lässt sich die Sonderstellung der Studenten als «späte» Jugendliche mit hohem Bildungsniveau ableiten.

Vor diesem Hintergrund wird das politische Verhalten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit methodischer Akribie analysiert. Dabei gelangen die Autoren immer wieder zu Schlüssen, die das Bild der revolutionären, alle konventionelle Politik weit von sich weisenden Jugend zu korrigieren vermögen, wie einige ausgewählte Zitate illustrieren:

«Erst nach Ausschöpfung des Angebotes an ‹klassischen› Aktionen wird auf neue Formen des Protestes gegriffen» (S. 66).

«Die Teilnahme an politischen Aktionen ist also keineswegs mit dem Verzicht auf das Stimm- und Wahlrecht verbunden; im Gegenteil benützen Aktionsteilnehmer dieses in überdurchschnittlichem Masse» (S. 68).

«Entweder man ist politisch passiv, oder man nützt das ganze Angebot an Partizipationsmöglichkeiten aus» (S. 90).

Warum und wie sich jugendliche Unrast bisweilen in radikaleren Aktionen manifestiert, wird ausführlich dargelegt. Verblüffen mag der Tatbestand, dass von den Jungen 16,5%, von den 45- bis 60jährigen aber 17,7% die bestehende Gesellschaftsordnung «stark ablehnen». Die Politologen mögen hier eine Verbindung zur konservativen Revolte (Überfremdungsparteien) herstellen. Die Autoren sind jedenfalls gut beraten, wenn sie das allzu simple «Links-Rechts-Schema» als untauglich für ihre Analyse ablehnen.

Den etablierten Parteien müsste es zu denken geben, dass nur 40,2% der Jungen (gegenüber 61,5% der älteren Generation) eine ihnen nahestehende Partei nennen. Eine Fundgrube für Parteipolitiker ist jedenfalls der Exkurs über Parteipräferenzen (S. 114f.).

Im Rahmen dieser Rezension können nur Kostproben aus dieser inhaltsreichen Studie gegeben werden. Eine sich über ein gutes Dutzend Seiten erstreckende «Integration der empirischen Resultate» fasst am Schluss die wesentlichsten Ergebnisse dieser Analyse zusammen. Es wäre aber mehr als schade, wenn sich der Leser auf dieses konzise Kapitel beschränken wollte. Die Arbeit liefert wichtige Beiträge zu einer rationaleren – und gelasseneren – Durchdringung der Jugendproblematik. Man darf auf die noch ausstehenden Arbeiten aus den Bereichen Pädagogik, Psychologie und Volkskunde gespannt sein.

### «Wir und die Welt»

Eine wichtige Quelle für die Meinungsforschung unter jungen Staatsbürgern sind die *Pädagogischen Rekrutenprüfungen*,

die aus unerfindlichen Gründen noch immer nicht «Rekrutenbefragungen» genannt werden (denn Prüfungen sind sie nicht, wirken aber unglücklicherweise auf die Rekruten so). Die statistischen Ergebnisse dieser Umfragen werden schon seit längerem publiziert, konnten aber in ihrer trockenen und summarischen Form keine grosse Lesergemeinde gewinnen. Es ist daher sehr zu begrüßen, dass diese doch recht aufwendigen Befragungen nunmehr wissenschaftlich ausgewertet und entsprechend attraktiver publiziert werden sollen. Die erste dieser Auswertungen ist von den Professoren *Daniel Frei* (Zürich) und *Henry Kerr* (Genf) unter dem Titel «Wir und die Welt»<sup>5</sup> veröffentlicht worden. Grundlage ist ein Fragebogen (116 Fragen mit insgesamt 247 Variablen), der in den Frühjahrs-Rekrutenschulen 1972 von 12 351 Rekruten ausgefüllt worden ist. Aus diesem Stoss wurden 1764 Fragebogen für die wissenschaftliche Analyse herausgezogen und ausgewertet. Diese ist «repräsentativ für die militärdienstpflichtigen jungen Schweizer Bürger dieses Rekrutentjahrganges – nicht mehr, aber auch nicht weniger» (S. 13).

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Einstellung der Befragten zur schweizerischen Aussenpolitik. «Igelstellung» oder «Weltverbundenheit» ist die Frage, an der sich die Geister, nicht eben ermutigend für die Anhänger der Devise «Neutralität und Solidarität», scheiden: 58,5% der Befragten nehmen eine überwiegend isolationistische, 22,9% eine vornehmlich kooperative (internationalistische) Haltung ein, der Rest kann sich zu keiner eindeutigen Meinung durchringen.

Zu dieser eher konservativen Einstellung passt, dass 32% dem Ost-West-

Konflikt und nur 24% dem Gegensatz zwischen reichen und armen Ländern den ersten weltpolitischen Rang zubilligen. Trotzdem lässt sich nicht übersehen, dass sich die junge Generation in ihren Wertpräferenzen zunehmend von der «Aktivdienstgeneration» entfernt, was sich über kurz oder lang im politischen Kräftespiel auswirken wird. Das sind einige Hauptergebnisse der knappen und anschaulichen Zusammenfassung, die – wiederum ein Dienst für den eiligen Leser – am Anfang der Studie erscheint.

Und auch hier ist dem Leser dringend zu empfehlen, mit seiner Lektüre weiterzufahren. Die Verfasser der Studie begnügen sich richtigerweise nicht mit der Interpretation aussenpolitischer Einstellungen und Präferenzen, sondern plazieren diese in den umfassenderen Kontext der allgemeinen politischen Haltung der Befragten, so dass diese Untersuchung viel mehr hergibt, als ihr Titel verspricht.

Einige Informationen seien herausgeplückt: 87 Befragte bezeichnen sich als «revolutionär», 738 als «reformistisch», 344 als «konservativ», 450 sind unentschieden. 53% der Befragten sind in der Schweiz «stark integriert», und «die überwiegende Mehrheit der Befragten bejaht die mit den verschiedenen Sendungsgedanken ausgedrückten nationalen Rollenverständnisse» (S. 108). An der Spitze dieser Sendungsgedanken steht die «polyethnische Mission» (friedliches Zusammenleben verschiedener Sprachgruppen), mit wenig Abstand folgt die «humanitäre Mission», aber erst ganz am Schluss die «demokratische Mission», weil eben die Schweiz innerhalb Westeuropas keinen demokratischen Sonderfall mehr darstellt. Der Sozialisierungsfaktor «Fa-

milie» wird (abweichend von der oben besprochenen Untersuchung von *Blancpain/Häuselmann*, S. 29) als sehr stark gewichtet, sowohl für das politische Interesse wie auch für parteipolitische Präferenzen («im Durchschnitt übernehmen 64% dieser zweifellos politisch alerten und engagierten Befragten die parteipolitische ‹Farbe› ihrer Väter, und nur 36% lehnen diese ab und ‹rebellieren› in diesem Sinn gegen die politische Familientradition» S. 154).

Neben dem familiären Milieu spielen Bildungsniveau und Konsum der Massenmedien die entscheidende Rolle für das politische Verhalten der jungen Staatsbürger. Bedingt durch den Wertwandel innerhalb der Nachkriegsgesellschaft lassen sich neue politische Schwerpunkte in den Vorstellungen der jungen Generation erkennen: Interesse an sozialem Wandel, an politischer Gleichheit und stärkeres Engagement für internationale Fragen.

Methodische Erläuterungen und eine umfangreiche Bibliographie schliessen diese Analyse ab. Es bleibt der Wunsch, es mögen dieser Studie ebenso fundierte und aufschlussreiche Analysen weiterer Pädagogischer Rekrutbefragungen folgen.

### *«Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik»*

Die in diesen beiden Studien nachgewiesenen Schwerpunktverlagerungen im politischen Denken der jungen Generation gegenüber der «Aktivdienstgeneration» lassen erwarten, dass ein fruchtbarer und spannungsreicher «Generationenkonflikt» innerhalb und ausserhalb der etablierten politischen Kräf-

tegruppierungen ausgetragen werden muss. Diesem Problemkreis geht *Peter Gilg* in seiner Studie «Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik»<sup>6</sup> nach.

Der Verfasser unternimmt «eine Bestandesaufnahme und eine systematische Gliederung der von jugendlichen Kräften getragenen politischen Gruppen und ihrer Aktivität» (S. 10).

Er untersucht zuerst die Nachwuchsorganisationen bestehender politischer Parteien (Jungsozialisten, Junge Christlichdemokraten, Jungliberale, Junge Mitte, Junger Landesring), wobei er sich der methodischen Schwierigkeiten bewusst bleibt, die aus der fliessenden Grenze zwischen den Nachwuchsorganisationen und den jungen Kadern innerhalb der Parteien resultiert. Gerade die «Unrast der Jugend» hat die Parteien ja gezwungen, schon recht jugendlichen Mitgliedern den Aufstieg in ihre Kaderpositionen zu öffnen, so dass der Generationenkonflikt einerseits zwischen Nachwuchsorganisationen und Mutterparteien, anderseits aber auch innerhalb der Parteihierarchien ausgetragen wird. Die vom Autor nachgewiesenen neuen Akzente der Nachwuchspolitiker decken sich mit den Schwerpunkten, wie sie in den oben besprochenen Studien erscheinen (Offenheit für sozialen Wandel und verstärktes Interesse für internationale Fragen).

Ein besonderes Kapitel ist dem Sonderfall der «Béliers», der Jugendorganisation der jurassischen Separatisten, gewidmet. Trotz eleganten Formulierungen schimmert in diesem Abschnitt der persönliche Standpunkt des Verfassers durch; er kann allerdings überzeugend darlegen, warum es den «Béliers» zwar gelungen ist, die helvetische

Öffentlichkeit zu alarmieren, aber kaum Sympathien für ihre Sache zu gewinnen.

Aus den selbständigen politischen Organisationen, die seit den späten sechziger Jahren gegründet und oft wieder eingegangen oder zu Sekten geschrumpft sind, hat der Verfasser vier ausgewählt, deren Bedeutung zumindest regional relevant geblieben ist: Das «Junge Bern», das aargauische «Team 67», die «Progressiven Organisationen (POCH)» und die «Revolutionäre Marxistische Liga». Die beiden letztgenannten Gruppen, beide kommunistisch, die eine eher leninistischer, die andere trotzkistischer Observanz, betrachten sich zwar keineswegs als Jugendorganisationen, gehören aber wegen des noch tiefen Durchschnittsalters ihrer Mitglieder durchaus in den Rahmen dieser Studie.

Zu allen diesen Organisationen wird eine Fülle von sachlichen Informationen (Struktur, Mitglieder, Standort und Ziele, Tätigkeit, Publikationen) vermittelt.

In der abschliessenden Zusammenfassung stellt der Verfasser fest, dass zwar nur ein bescheidenster Prozentsatz aller jungen Staatsbürger aktiv in einer politischen Organisation mitarbeitet, dass aber wohl aus diesen Reihen die zukünftige politische Elite (der Verfasser vermeidet allerdings diesen Ausdruck) kommen wird. Die etablierten Parteien müssen die unbequemen und fruchtbaren Impulse der heranwachsenden Politikergeneration aufnehmen und verarbeiten. Welche Spuren die Aktivität der politischen Jugendorganisationen hinterlassen wird, lässt sich noch nicht abschätzen: Neben Erfolgen in Sachfragen (z. B. Ablehnung des ETH-Gesetzes) steht eine Verhärtung der Po-

sitionen, vor allem, weil die «Taktik der begrenzten Regelverletzung» (z. B. Hausbesetzungen) den Ruf nach «Law and Order» provoziert.

und aufschlussreichen wissenschaftlichen Studien führen würde.

*Walter Kronbichler*

### *Und die ältere Generation?*

Die drei hier besprochenen Arbeiten vermitteln wesentliche Beiträge zu einer rationalen Bewältigung des «Jugendproblems»; ihre Verfasser verdienen dafür unseren Dank.

Neben der «Jugendunrast» hat aber ein weiteres Phänomen die schweizerische Innenpolitik der letzten Jahre aufgewühlt. Die Wahl- und Abstimmungserfolge der «Überfremdungsparteien» geben zu denken. Die starken Minderheiten für die Überfremdungsinitiativen stellen die Frage, ob sich hier die «Unrast der älteren Generation» zu einer «konservativen Revolte» verdichtet habe, die mit der vordergründigen Problemstellung der «Ausländerfrage» keineswegs hinreichend erfasst werden kann. Es wäre sehr zu wünschen, dass diese innenpolitische Gewitterlage, nicht weniger gewichtig als die «Unrast der Jugend», zu ebenso profunden

<sup>1</sup> Georg Paloczi-Horvath, Jugend, Schicksal der Welt, Ein Dokumentarbericht aus vier Erdteilen, Zürich 1965. –

<sup>2</sup> H. Kreutz, Youth and Social Change, A Methodological Review of European Youth Research, Wien 1973. –

<sup>3</sup> Überlegungen und Vorschläge zu einer schweizerischen Jugendpolitik, Bericht der Studiengruppe des EDI für Fragen einer schweizerischen Jugendpolitik vom 16. Juli 1973. –

<sup>4</sup> Robert Blancpain/Erich Häuselmann, Zur Unrast der Jugend. Eine soziologische Untersuchung über Einstellungen, politische Verhaltensweisen und ihre gesellschaftlichen Determinanten, Reihe Soziologie der Schweiz, 2, Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1974. –

<sup>5</sup> Daniel Frei/Henry Kerr, Wir und die Welt, Strukturen und Hintergründe aussenpolitischer Einstellungen, Pädagogische Rekrutenprüfungen, Wissenschaftliche Reihe, Band 1, Bern 1974. –

<sup>6</sup> Peter Gilg, Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik, Struktur, Ziele und Aktionsformen von politischen Gruppen der jungen Generation, Helvetia Politica, Series B, vol. IX. Francke, Bern 1974.

## GESCHICHTEN ALS TELLEREISEN

### *Siegfried Lenz: «Der Geist der Mirabelle»<sup>1</sup>*

Bollerup, ein kleines Bauern- und Fischerdorf, das irgendwo an der Grenze zwischen Jütland und Schleswig-Holstein liegt, erinnert an Rugbüll, den nördlichsten Polizeiposten Deutschlands im Roman «Die Deutschstunde», aber auch an das «Suleyken» des 1955 erschienenen Erzählbandes «So zärtlich

war Suleyken». Dort, in der «Diskreten Auskunft über Masuren», heisst es, dass zu den Eigenarten dieses Menschenchlages eine «unterschwellige Intelligenz», «blitzhafte Schläue», «schwerfällige Tücke, tapsige Zärtlichkeit und eine rührende Geduld» gehörten; alles Eigenschaften, die uns bei den

Bollerupern wieder begegnen. Während Lenz aber von seiner ostpreussischen Heimat sagt, sie liege sozusagen im «*Rücken der Geschichte*», soll der neue Ort ein Dorf von heute sein. Keine Idylle also wie Suleyken, die «*derben Indizien für Land und Landleben*» sind gering geworden, aber die Einwohner zeichnen sich durch eine eigentümliche Erlebnisfähigkeit aus, durch eine «*spezifische Art, auf Erlebtes zu reagieren*». Den Beweis dafür liefern die Geschichten und Anekdoten, die hier umgehen. Der Autor hat nach seinen Angaben fünfzehn Sommer in der Nachbarschaft des Ortes gelebt, dabei Land und Leute beobachtet und das eine oder andere Histörchen aufgeschnappt. Er widmet sein Buch ausdrücklich «*den alten, immer verlässlichen, erzählbereiten Freunden, den Bauern und Fischern von Alsen*». Alle Geschichten enthalten im ersten Satz die Anrede «*Nachbarn*». Er erzählt also, wenn man so will, die teils erfundenen, teils mündlich erfahrenen kuriosen Begebenheiten den «*Informanten*» zurück. Das Buch hat ausgesprochen dialogischen Charakter.

Die meisten Einwohner Bollerups heißen Feddersen, insgesamt 198 von den 214 Personen, die der reiche Bauer Sven Feddersen in der Geschichte «*Hintergründe einer Hochzeit*» zu seinem Fest einlädt. Damit man sie voneinander unterscheiden kann, haben sie, wie auf dem Lande üblich, Übernamen: der Dorsch, die Axt, der Leuchtturm, die Kneifzange. Und jeder hat etwas Sonderbares, noch nie Gehörtes erlebt, ist in einen Schildbürgerstreich oder in eine Eulenspiegelei verwickelt. Das «*Unerhörte*» ist ja ursprünglich die Keimzelle der Novelle. Alle diese Feddersen sind knorrig-kauzige Sonderlinge, bauernschlau und eigensinnig, un-

tereinander verschwistert und verschwägert. Aber auch die Verwandtschaft mit dem Autor wird ab und zu hervorgehoben. Es ist eine Affinität geistiger Art: auch in Siegfried Lenz steckt etwas von diesem Bolleruper Wesen, dessen Wahrzeichen der verkrüppelte Mirabellenbaum in der Erzählung «*Ein teurer Spass*» ist. Er wächst in einer unzugänglichen Ecke des Gartens, gibt nur noch wenig Früchte her und scheint auf Unheil zu sinnen. Frietjoff Feddersen, der entfernte Vetter, eine Massfigur für das Dorf und seine Geschichten, verdankt dem selbstgebrannten Mirabellenschnaps seine ungewöhnlichen Einfälle, und wenn er sagt, dass ihn der «*Geist des Baumes ... jederzeit gut beraten habe*», ist das sowohl wörtlich wie im übertragenen Sinn zu verstehen.

Zu einem «*teuren Spass*» wird der Skatabend in einem verräucherten Hinterzimmer des Mühlenkrugs. Als unter den immer härter werdenden Faustschlägen der Kartenspieler ein Tischbein bricht, kommt Frietjoff Feddersen auf die Idee, hier könne nur noch der Arzt helfen. Doktor Dibbersen wird aus dem Bett geschellt. Man schildert ihm den komplizierten Beinbruch so überzeugend, dass er keine andere Wahl hat als zu helfen. Die Skatspieler lachen auf Vorschuss und loben Frietjoff Feddersen für seinen Einfall. Doch ihm vergeht das Lachen, als Doktor Dibbersen gute Miene zum bösen Spiel macht, das Holzbein «*mit unerbittlicher Sachlichkeit*» einschient, verbindet und einsetzt, so dass der Tisch weniger wackelt als zuvor, und dem Urheber des Ulks eine tadellos spezifizierte Rechnung von hundertundzwölf Mark ausstellt, was zur Folge hat, dass am andern Morgen der schuppige Mirabellen-

baum umgehauen und in ofengerechte Stücke zerlegt wird.

Ähnlich angelegt ist die Geschichte «Ein Denkzettel». Franz Jesper Feddersen, der Pedder (*«weil er unweigerlich in alles reintrat, dem jeder gefühlvolle Mensch nach Möglichkeit ausweicht»*), sieht seine Holzvorräte schwinden, und seine kälteempfindliche Frau, die auch an Sommerabenden den Wintermantel trägt, glaubt bereits, sie müsse als Eiszapfen enden. So werden denn, nachdem die Spur im Schnee den Dieb bereits verraten hat, ein paar Holzscheite ausgehöhlt, mit Schwarzpulver gefüllt und in der Beige versteckt. «*Warum alles aus misslicher Nähe regeln, wenn es auf Entfernung viel unterhaltsamer geht?*», sagt der Pedder, der für sich und seine Frau zwei Stühle ans Fenster rückt, um dem Spektakel im Nachbarhof beizuwohnen. Die beiden warten nicht umsonst: Nach einer schön gezackten Stichflamme schiessen sprühende Wunderkerzen durch die Fenster, Knallfrösche hüpfen zum Bach hinunter, rotierende Sonnen steigen in die Luft. Jens Otto Feddersen, der bestraft Holzdieb, schleppt seinen Hausrat ins Freie, und Franz Jesper Feddersen, wie zufällig vorbeigekommen, meint, er habe schon gehört, dass manche Öfen nur deshalb explodieren, weil ihnen ein gewisses Holz nicht bekomme.

In der Pointe, im «ausserordentlichen Ereignis» verdichtet sich auf anschauliche Weise die «Lehre» oder der «Gehalt» der Geschichte, sie ist der Grund, weshalb der Vorfall – wie in kleinerer Form die Anekdote oder der Witz – erzählt wird. Der Autor hebt den moralischen Zeigefinger: Merke, man rufe den Arzt nur, wenn er dringend gebraucht wird! Es fragt sich aber,

ob sich der mündliche Humor ohne weiteres ins Schriftliche übersetzen lasse. In der einmaligen, spontanen Wiedergabe genügt der Überraschungseffekt der Pointe. Man lacht, und damit ist die Sache erledigt. In der schriftlichen Fixierung erweist sich dieselbe Zuspitzung oft als zu wenig ergiebig, denn der Text ist mehr als eine Gelegenheitsdarstellung, er muss auch bei wiederholtem Lesen etwas hergeben. Das Problem von Siegfried Lenz' «Geschichten aus Bollerup» scheint mir dasjenige der transponierten Anekdote zu sein. Zwar bietet der Autor sein ganzes handwerkliches Können auf, um den Erzählungen den Anschein des zufälligen Arrangements zu geben. Er lässt den Leser zuschauen, wie er mit dem Sprachmaterial schaltet und waltet: «*So, und nun muss ich einige Tage umblättern, die durch und durch normalen Tage von Dienstag bis Sonnabend...*» Oder: «*Wer will, könnte noch erzählen, wie sie prusteten und tobten, sich wälzten und nicht voneinander lassen mochten...*» Auffällig oft begegnen wir der Wendung «*will ich mal sagen*»: «*Der Bauer liess, will ich mal sagen, eine tiefe Falte auf seiner Stirn erscheinen...*» Diese gespielte Nonchalance in der Wortgebung und Textgliederung kann indessen nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich der schriftliche Erzähler ganz genau überlegen muss, welcher Ausdruck der passende ist, dass die Zäsuren und Einschübe vorausberechnet sind. Die volkstümliche Naivität wirkt künstlich. So die Zügel zu lockern, kann sich nur erlauben, wer wie Siegfried Lenz sein Metier durch und durch beherrscht.

Die Präparierung der Pointe zwingt den Autor immer wieder zur epischen Zurückhaltung: «*Wir wollen uns damit*

*begnügen, festzustellen ...»* Da aber das «Unerhörte» meistens so unerhört nicht ist, dass es uns über das Aha-Erlebnis hinaus zu fesseln vermöchte, liegt die Stärke dieser Geschichten meines Erachtens gerade dort, wo sie nicht auf direktem Weg auf den vermeintlichen Höhepunkt zusteuern. Die Schilderung des Bolleruper Winters in «Ein Denkzettel», zum Beispiel, gehört zu den reizvollsten Partien; oder die Skizze des Hinterzimmers im Mühlenkrug, wo die samstägliche Skatrunde stattfindet; die Darstellung von Frietjoff Feddersens Verhältnis zu seinem Mirabellenbaum oder die Zeichnung der Grosstante Helene Feddersen, die befürchtet, man habe ihr den Kältetod zugesetzt. An solchen «kleinen Erfindungen» sind die Erzählungen reich, und es zeigt sich – am deutlichsten in den besten Stücken, «Die Bauerndichterin» und «Der heimliche Wahlsieger» –, dass der Stoff in epischer Hinsicht mehr hergeben würde als eine Reihe von mehr oder weniger geschickt zerdehnnten Anekdoten.

In seinem 1966 geschriebenen Essay «Gnadengesuch für die Geschichte» schreibt Siegfried Lenz:

«Sie» (die Geschichte) «ist weiter nichts als die Spiegelung der Sekunde,

*in der das sorgfältig gelegte Tellereisen zuschnappt: das Ablösen und der Transport der Beute werden dem Leser überlassen. Freilich, es kommt viel auf die Placierung der Falle an und auf ihre Tarnung.»* Weil die Wirklichkeit sich selber unaufhörlich bestreitet, heisst es da, sucht man sie in einer kleinen Falle zu fangen und zur Offenbarung ihrer Identität zu zwingen. Der Autor bekennt, dass er Geschichten braucht, um die Welt zu verstehen (so wie andere das Dokumentarische brauchen), weil der poetische Text seinen Gegenstand zugleich aufdeckt und verheimlicht. Erzählen ist der «*Versuch einer Aneignung auf Widerruf*». Von Lenz' eigener Theorie her ist wohl am ehesten zu erklären, weshalb uns einige Bolleruper Geschichten nicht ganz zu befriedigen vermögen: das Tellereisen ist zu auffällig plaziert, die Beute, die der Leser durch die an den Text herangetragenen Fragen abzulösen versucht, zu gering.

Hermann Burger

<sup>1</sup> Siegfried Lenz, *Der Geist der Mirabelle, Geschichten aus Bollerup*, Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 1975.

## JEAN AMÉRY UND DER «GLANZ-VERFALL»

Jean Améry hat als Essayist einen hellklingenden Namen. Er bürgt für Denkschärfe, Klarheit, auch für eigenwillige und eigenständige kritische Durchleuchtung der Phänomene. Aus der schweren Erfahrung der Zeitgenossenschaft, die für ihn persönlich Verfolgung und Konzentrationslager einbezog, blickt er auf

die Gegenwart danach, mehr freundschaftlich als feindselig, aber doch nicht so unkritisch wie mancher, der die Vorgeschichten nur vom Hörensagen kennt. Er ist einer von denen, die sich bei ihrer Kritik an den Legenden von gestern nicht an die Legenden von heute verlieren. Amérys skeptische Wahrneh-

mungskraft erspäht die Fallstricke des Jargons, richtet sich aufmerksam auf das, was vorgeht, vor allem was im Geistigen und in der Kunst die Szene beherrscht und Aktualität beansprucht. Er zieht Bilanz. Was seine Bücher auszeichnet, ist das Engagement der Aufrichtigkeit. Wie er sich über sich selbst nichts vormacht, so lässt er sich auch von andern nichts vormachen.

Nun hat er etwas geschrieben, was diesem Grundsatz von der Gattung her zu widersprechen scheint: eine Art Erzählung<sup>1</sup>. Er nennt das Buch «Lefeu oder Der Abbruch» jedoch einen Roman-Essay und deutet damit seine Skepsis gegenüber der reinen Fiktion an; aber das ändert nichts daran, dass er Fiktives, in Erzählform Gestaltetes vorlegt. Er erfindet oder beschreibt Figuren, den Maler Lefeu vor allem, der in einem Abbruchobjekt sein schummriges Atelier aufgeschlagen hat und da auch wohnt, seine Geliebte, die avantgardistische Gedichte schreibt, Malerkollegen und Galeristen, die mit Lefeu über die Kunstszenen diskutieren. Die Kapitel des nicht ganz zweihundert Seiten starken Buches haben freilich Überschriften, die mehr auf eine Essay-Sammlung als auf einen Roman deuten: Verfall, Erfolg, Die Wörter und die Dinge, Die Jasager – der Neinsager, Warum und Wie.

Nehmen wir dieses letzte Kapitel vorweg: es erweist sich als Kommentar zum Vorangegangenen aus der Sicht des Verfassers, und es befasst sich mit der Frage, warum er nicht bei der «klaressayistischen Form» geblieben sei. Seine Antwort ist – mindestens in ihrem dritten Teil – originell. Zunächst bekennt sich Jean Améry zu seinem lange gehegten Wunsch, einmal nur zu erzählen. Er erwähnt den Plan eines –

wie er sagt – glücklicherweise unveröffentlichten Jugendromans, und er gibt zweitens an, dass es den Maler, der nein sagt zu einem Kulturbetrieb, der alles vereinnahmt, wirklich gegeben habe. Mit dem starken Eindruck, den Améry von diesem Künstler und seinem Atelier mit sich trug, habe sich der alte Wunsch verbunden, einmal doch zu erzählen. Er habe freilich auch das Bedürfnis empfunden, sein Verhältnis zur Moderne, zum Problem der Sprache, zum «Glanz-Verfall», in dem sich die Epoche befindet, neu, entschiedener und genauer zu formulieren. Und endlich – dies ist bemerkenswert – musste eine Form gefunden werden, die es dem Erzähler erlaubte, «eine höhere Reflexionsebene zu erklimmen, kritische Präzision einer neuen Ordnung zu erreichen.» Hat jemand für ein Buch dieser Art Interesse, verkauft es sich? Jean Améry, illusionslos wie immer, legte es von Anfang an darauf an, die gesamte Arbeit vor ihrer allfälligen Drucklegung in ihren einzelnen Abschnitten am Hörfunk vorzulesen. In diesem Zusammenhang fallen ein paar hörenswerte Bemerkungen über die nicht wegzudenkende Hilfestellung, die das Radio dem freien Schriftsteller gewährt, so dass er überhaupt existieren kann. Der Mäzen Funk wird hier sachlich und ohne alle Skrupel als ein wahres Refugium des Geistes gepriesen, der sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auf dem freien Markt nicht verkaufen lässt.

Aber wer die Schärfe der Argumentationen Amérys kennt, wer als Leser die glasklaren Formulierungen, den Reichtum der Assoziation und die Unbestechlichkeit eines kritischen Zeitgenossen zu schätzen weiß, wird vor «Lefeu oder Der Abbruch» nicht nur nicht

zurückschrecken, sondern darin neue Züge, neue Möglichkeiten des Verfassers entdecken. Bildhafte Partien, Dialoge und Reflexionen verbinden sich zu einer eigenartigen Form, die überzeugt, weil sie gemeistert ist. Ein Zitat: «Das verzweifelte Durchhalten in einem Hause, das kaum noch algerische Arbeiter würden bewohnen wollen, dieser Widerstand also gegen das Neue, das als «Glanz-Verfall» bezeichnet wird, es möge nun Irenes Geplapper sein oder der Wohnblock in der Rue Monge oder die Musik Stockhausens oder die Her vorbringungen Andy Warhols, filmische und sonstige, wird nicht symmetrisch ergänzt von irgendwelcher Anhänglichkeit an Altes. Diese, soweit sie sich überhaupt geltend macht, ist nichts als Gewohnheit, Hörgewohnheit, Schau gewohnheit, Tastgewohnheit, wenn der alte, Rost und Schmutz zu neuer Sub stanz konglomerierende Gasrechaud morgens noch im Dunkel befühlt wird.»

Amérys reflektierte Geschichte von Lefeu ist ein Traktat über den Kulturbetrieb, über diese Gegenwart, deren

Kennzeichen der «Glanz-Verfall» sei. Sie ist reich an überraschenden Beobachtungen und kühnen Schlüssen. Dem Wachstumszwang in der Wirtschaft, sagt Améry beispielsweise, entspreche im Kulturbetrieb der Zwang zur Innovation. Wer seinen Stil, seine Thematik, seine Theorie nicht ständig überprüfe und umforme, werde aus dem Markt der Wörter ausgestossen. Diesen Tatsachen gegenüber gebe es die Jäger. Lefeu ist ein Neinsager. Ob man seine und Amérys Entscheidungen nun billigt oder nicht, ob man ihnen teilweise folgt oder ihnen teilweise wider spricht, sie haben die Qualität der auf richtigen Zeugenschaft. Auf diese kluge und kenntnisreich begründete Weise un zeitgemäß zu sein, entspricht der Verantwortung des Intellektuellen. Jean Améry nimmt sie in faszinierender Weise wahr.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup> Jean Améry, Lefeu oder Der Abbruch, Roman-Essay, Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1974.

## HINWEISE

### *Mit den «Multis» leben*

Wer über «Die Kontrolle multinationaler Unternehmen» schreibt, muss wissen, mit wem er es zu tun hat. Rainer Hellmann, Leiter der Brüsseler Redaktion der Vereinigten Wirtschaftsdienste (VWD), geht davon aus, dass es «Multis» als eine bestimmte Form von Unternehmungen gar nicht gibt: von Besitz und Führung her gesehen, sind alle Firmen «national». Wenn sie

aber ihre Produktion (oder Dienstleistung) auf andere Länder ausdehnen, wird ihre Tätigkeit «multi-» oder «transnational». Die Investitionsströme, die dazu führen, hat Hellmann in zwei früheren Büchern beschrieben: «Amerika auf dem Europa-Markt» (1966) und «Weltunternehmen nur amerikanisch?» (1970). Nach seiner Ansicht ist solche internationale Wirtschaftsverflechtung zur bestmöglichen Ausnutzung von Produktionskräften

und technischem Wissen jetzt, im Zeichen der Energie- und Rohstoffverteuerung, erst recht nötig. Die Multis sollen daher nicht nationalen «Nadelstichen» ausgesetzt werden, die ihnen zwar das Leben sauer machen – aber doch nichts gegen ihren Machtmisbrauch ausrichten können. Buchhalterische Gewinnverlagerung nach Steueroasen, monopolistische Wettbewerbs einschränkung, Produktionsverschiebung bei Arbeits- oder Preiskonflikten – alle diese Möglichkeiten zum Missbrauch einer multinationalen Stellung rufen nach Gegenmacht auf entsprechender Ebene. Eine weltweite Kontrolle der Multis – etwa durch die UNO – hält Hellmann nicht für möglich, wohl aber eine regionale durch Gruppierungen wie die Europäische Gemeinschaft. Eine Region kann nach aussen wirksam mit andern zusammenarbeiten und nach innen die Steuer-, Wettbewerbs- und Sozialpolitik soweit vereinheitlichen, dass die Multis nicht mehr zwischen den Lücken durchschlüpfen können. Auch die Gewerkschaften können am ehesten im regionalen Rahmen zu ebenbürtigen Verhandlungspartnern der Multis werden. Die Manager ihrerseits müssen lernen «einen multinationalen Konzern zu steuern, der viele seiner nationalen Glieder nicht mehr wie Marionetten von der Zentrale aus bewegen kann».

(Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1974.)

### *Kunst- und Literaturkritik*

Die Grundlagen der Kunstkritik können erforscht werden. Ob kritische Praxis der Theorie gemäss auch zu lernen sei, ist nicht unbestritten. Verschiedene

Bändchen der Uni-Taschenbücher (Francke-Verlag, München) befassen sich mit dem Thema. So hat *Manfred Jurgensen* (UTB 215) die *Deutsche Literaturtheorie der Gegenwart* an den entgegengesetzten Beispielen von Georg Lukacs, Hans Mayer, Emil Staiger und Fritz Strich auf knappem Raum dargestellt, wobei vor allem auch die Literaturnachweise nützlich sind. *H. S. Daemmrich* wagt sich an einen Lehrgang *Literaturkritik in Theorie und Praxis* (UTB 311) und versucht darin, die Komponenten des literarischen Urteils aufzufächern. Er geht davon aus, dass für die Literaturkritik jene Methoden am ergiebigsten seien, die einen übergreifenden Standpunkt vertreten, also nicht einseitig sind. Zwei Beispiele dieser Art stellt *Manon Maren-Grisebach* vor. In ihrem UTB 310 *Theorie und Praxis literarischer Wertung* vergleicht sie das marxistische und das nationalsozialistische Wertesystem, was freilich nicht ganz glücklich scheint. Daemmrich zeigt, dass der marxistischen eine ganze Reihe anderer Methoden gegenüberzustellen sind. Es ist zwar richtig, die Unterschiede der beiden Wertungsvoraussetzungen aufzuzeigen; aber die Kunst- und Literaturkritik des Nationalsozialismus ist heute kein Diskussionsgegenstand mehr, wenn sie es überhaupt jemals war. Die Wertesysteme jedoch, die vor und neben dem Marxismus bestehen, dürften in einer Studie über Theorie und Praxis der literarischen Wertung nicht ausgelassen werden. – Zwei Taschenbücher der Reihe *Deutsche Texte* (dt) sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie bieten Illustrationen zur Theorie, sie können als Quellensammlung gebraucht werden. *Alexander von Bormann* hat die Geschmacksdebatte des 18. Jahrhunderts

in dem Bändchen *Vom Laienurteil zum Kunstgefühl* (dt. 30) an ausgewählten Texten belegt. Und *Helmut Kreuzer* gibt in Auswahl Texte über *Deutsche Dramaturgie der sechziger Jahre* (dt. 31. Beide im Max-Niemeyer-Verlag, Tübingen). Einen einschlägigen Beitrag stellt das Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 4 dar: es bringt *Walter Benjamin*s Dissertation *Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*. Es ist übrigens eine Berner Dissertation, bei Richard Herbertz eingereicht und ursprünglich auch in dessen Reihe der Neuen Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte erschienen. (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main.)

#### *Geschichte der europäischen Jugendstilmalerei*

*Hans R. Hofstätter*, der Verfasser dieser Geschichte der Jugendstilmalerei, ist in Basel geboren und war nach seiner Pro-

motion einige Jahre Assistent von Friedrich Gerke am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Mainz. Die vorliegende Darstellung erklärt nicht den Jugendstil als Gesamtphänomen, sondern einen Teilaspekt: die Malerei. Diese wird sowohl gesehen als Nachklang des 19. Jahrhunderts wie auch als neuer Aufbruch. In den ersten beiden Kapiteln («Das Gesamtkunstwerk als Problemstellung» und «Erlebniseinheit») werden die Voraussetzungen für die Entstehung des neuen Stils untersucht. Eine kenntnisreiche, von Frankreich über die Schweiz, England, Holland und Belgien, Skandinavien, Deutschland und Wien sowie in osteuropäischen und südeuropäischen Regionen voranschreitende Bestandsaufnahme verschafft dem Leser einen willkommenen Überblick. Der Wert des Bandes aus der Reihe der *DuMont Dokumente* wird erhöht durch die zahlreichen farbigen und schwarzweissen Illustrationen (Verlag DuMont Schauberg, Köln).